
Illustriertes Unterhaltungsblatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.
1902. * № 2.

# Der Türkenveit.

Eine Geschichte aus dem Donaulande.

Von **Gustav Johannes Krauß.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Wollt Ihr noch etwas?" fragte der Pfarrer endlich den Türkenveit.

„I thät' halt gern wissen," entgegnete dieser, „komm' ja mit kein' Menschen mehr z'samm' — wenn S' mir halt sagen thäten, Hochwürden Herr Pfarrer, wie's mit'm Riederbauern steht."

Der Pfarrer sah den Alten unwillig an und sagte scharf: „Wie Euch der Haß wieder aus den Augen sprüht! Ihr seid ein unchristlicher alter Mann, Schallngruber. — Und die Leute haben Euch doch gar nichts gethan."

„Aber, aber, Hochwürden Herr Pfarrer! Da thoan S' mir aber unrecht, meiner Seel', Herr Pfarrer. Warum sollt' denn i ein' Haß haben auf die Riederleut'? Haben mir wirkli' nix 'than. Im Gegenteil! Mir kommt's manchmal so vor, als wär' i der Aehnl-Onkel von der ganzen Bag— ... der ganzen Gesellschaft. Sie wissen ja, Hochwürden Herr Pfarrer, daß mei' Bruder Wastel, der vor fünfundsiebzig Jahr' so elendig in der Donau ersoffen is, versprochen is g'wesen mit der Himmelsbauern Anna, die dann 'n alten Rieder g'heirat' hat, den Großvater vom heutigen Riederbauern und 'n Urgroßvater von der Rosel."

Der Pfarrer sah ein wenig zweifelhaft in das verschrumpfte Gesicht des Türkenveit. Aber ebensogut hätte er von einem Stück rissiger, zerklüfteter Baumrinde ewas ablesen können als von diesem uralten Gesicht, in dem sich die Augen unter den breit vorfallenden Lidern verbargen, und der zahnlose Mund so tief eingesunken war, daß er aussah wie ein kreisrundes, faltig zusammengezogenes Löchlein. Eigentlich wollte er dem schadenfrohen Alten, der besonders auf die Familie Rieder einen unbegreiflichen Haß geworfen zu haben schien, die Freude nicht machen, ihm zu erzählen, wie übel es um jenes Haus stand. Aber der gutmütige Herr war schon in jenen Jahren, in denen es dem Menschen schwer wird, etwas, was ihm nahe geht, zu verschweigen. Und die Riederschen Angelegenheiten gingen dem Herrn Pfarrer sehr nahe, so begann er denn zu erzählen, erst langsam und zögernd, dann mit wachsendem Eifer.

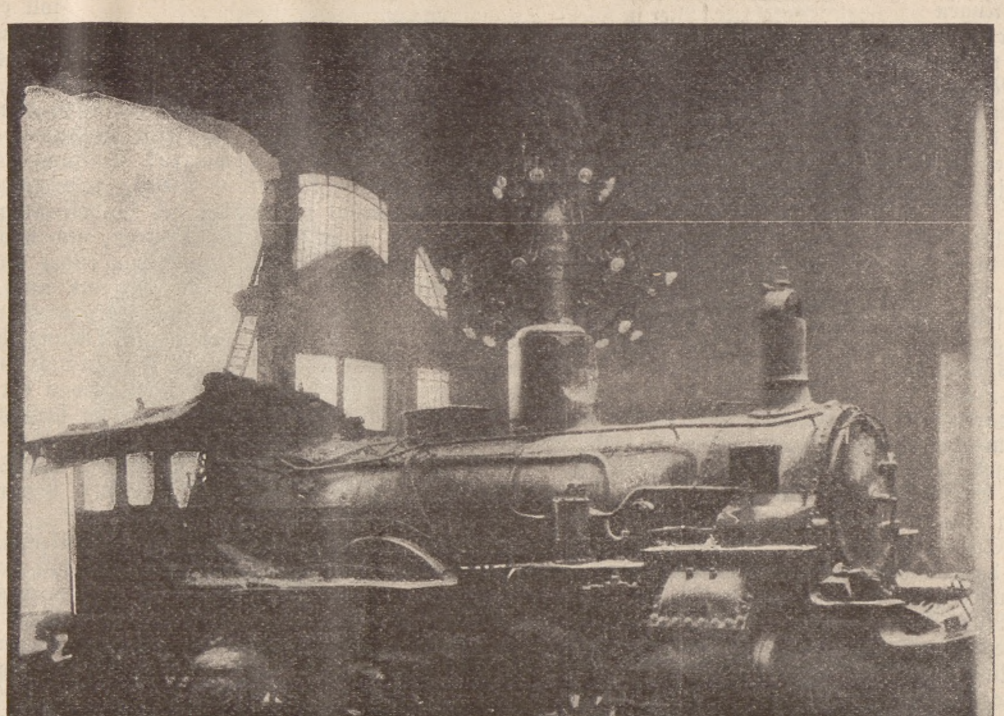
„Schlecht steht's da, mein lieber Schallngruber. Herzlich schlecht. Und wenn das wahr ist, was ich gehört hab', dann ist's bald ganz und gar vorbei. Die gräfliche Vermögensverwaltung soll dem Rieder die Hypothek kündigen wollen. Die bringt er dann nimmer an, und das Anwesen, 's schönste weit und breit, kommt unter'n Hammer. Ein rechtes Elend und Herzeleid, so was!"

Der Türkenveit hatte dem geistlichen Herrn die Worte förmlich von den Lippen gelesen. Jetzt wackelte er bestätigend mit dem Kopfe: „Halt ja, halt ja, ein Jammer, daß so Leut' nit besser wirtschaften thun."

„Der Jetzige kann nicht einmal so viel dafür," warf der Pfarrer in eifriger Abwehr des Vorwurfs ein. „Der hat den Hof ja schon ordentlich verschuldet übernommen. Und daß er dann dem Halsabschneider, dem Fuchs, in die Hände gefallen ist, du mein Gott, das war halt sein Unglück."

„Freilich is schon der vorige Rieder ein Nixnutz g'wesen," krächzte Schallngruber; „immer hinter die Weibsleut' her, Kugel g'schoben auf der Bahn, den Kegel um 'n Gulden, und erst die Jagerei! Die richt' ein' Bauern, der sich einlaßt mit ihr, allemal z'Grund. Aber das war halt deswegen, weil seine Mutter, meinem Bruder seine Braut, Gott geb' ihnen all zweien die ewige Ruh', nachher den Knecht von ihrem Vater g'heirat' hat. Wie das damals nur kommen sein mag, daß s' den Kerl g'nommen hat, d' Anna? Ja, ja, ja — die Sünden der Eltern werd'n an den Kindern heimg'sucht bis ins vierte Glied."

Wenn der leibhaftige Gottseibeiuns den Versuch unternommen hätte, in die Studierstube des Pfarrers zu dringen, sich in den bequemen Rohrarmstuhl des hochwürdigen Herrn zu setzen und ihn mit salbungsvollen Redensarten zu verhöhnen, in denen sich die ganze höllische Schadenfreude des unlauteren Geistes verbarg, er hätte un-



**Die Lokomotive des Luxuszuges Ostende—Wien im Wartesaal des Hauptbahnhofes zu Frankfurt a. M.** (S. 11)
Nach einer Photographie von Hans Fohr in Frankfurt a. M.

gefähr so ausgesehen wie der alte Türkenveit, und seine widrige, meckernde Stimme hätte ungefähr so geklungen. Der Pfarrer fühlte das auch und schalt sich im stillen tüchtig aus, daß er nun doch von der Notlage des Rieder geredet hatte. Nun konnte der widerliche alte Mensch da seine ekelhafte Freude kaum verbergen. Der würdige Herr, der sonst keiner Fliege etwas zuleide thun konnte, entledigte sich in seinem Grimm in beinahe unhöflicher Weise des Besuchers, der nicht übel Lust zu haben schien, noch sitzen zu bleiben und unter der Maske der Teilnahme für den Bedrängten, der ja bei ordentlichem Verlauf der Dinge sein Großneffe hätte sein müssen, behaglich weiter zu lästern.

Der Türkenveit hatte sich kaum mit einem demütigen „Küß d' Hand, Hochwürden Herr Pfarrer!“ zur einen Thür des Studierzimmers hinausgeschoben, als sich auch schon die andere aufthat, und der Graukopf Frau Isabellas neugierig hereinlugte.

„Na, wie war's heut mit ihm, Herr Pfarrer?“

Der Pfarrer schüttelte bedenklich den Kopf. „Immer derselbe verstockte alte Sünder. Und immer der gleiche Faselhans.“

„Hat er wieder von den blauen Lichteln g'red't?“ fragte die Wirtschafterin. Ihrer Stimme hörte man es deutlich an, wie wohlig es sie gruselte bei der Frage.

„Natürlich,“ antwortete der geistliche Herr ärgerlich. „Genau dieselbe Geschichte war's wie immer. Und das seltsamste an der Sache ist für mich, daß ich absolut zu keiner festen Ansicht kommen kann, ob der Alte an die Geschichten selber glaubt oder ob er sie nur mir vorredet. Bald scheint mir's so, bald so. Ich darf mir doch sonst einbilden, einige Menschenkenntnis zu besitzen. Da ist es dann eine peinliche Beschämung, solchen alten Burschen über dreißig Jahre lang unter den Augen zu haben und immer noch nicht zu wissen, ob man's mit einem wirklichen Narren zu thun hat oder mit einem argen Sünder, der etwas ganz Böses auf dem Kerbholz hat und sich hinter dem Anschein der Narrheit verschanzt, um sich nicht in die Karten sehen zu lassen.“ —

Während sich die beiden alten Leute so über den Türkenveit die Köpfe zerbrachen, war der schon ziemlich weit weg vom Pfarrhofe. Aber nicht nach seiner Hütte am Waldsträßlein hatte er sich gewandt, sondern nach dem anderen Ende des Dorfes, wo der stattliche Riederhof lag. In dem ansehnlichen einstöckigen Gebäude waren schon alle Fenster dunkel bis auf eines im ersten Stock. Hinter dem warf ein Licht seinen freundlichen Schein auf die herabgelassene weiße Gardine, über die sich manchmal ein Schatten hinbewegte. Den Umrissen dieses Schattens nach war's ein junges Mädchen, das da oben noch auf und ab ging, weil Jubel oder Trauer das junge Herz nicht zur Ruhe kommen ließ.

Der Alte stand, gedeckt vom tiefen Schatten eines breitwipfligen Nußbaumes, am Zaune des dem Riederhof gegenüberliegenden Anwesens, starrte nach dem hellen Fenster hinauf und redete dazu aufgeregt mit sich selbst. Bald schloß er bei diesem Selbstgespräch die Hand zur Faust und schüttelte sie haßerfüllt nach dem Hause hinüber, bald fuhr er sich wieder mit zitternden Fingern über die Stirne und durch das dünne weiße Haar.

„Sündenbrut! Mit euch is's bald aus und gar. Und i derleb's no'. Herrgott im Himmel droben, i dank' dir, daß d' mi' das hast derleben lassen, wie das Volk vom Hof herunterg'jagt wird, auf dem's so breit g'sessen is — — hihihihi, wenn d' Jungfer Anna mit'm Bündel und mit'm Steckerl fortgeh'n muß ... Aber d' Leut' sagen ja Rosel zu ihr — — ah was, die Leut'! Sie is do' die Anna, die wieder herauf hat müssen aus'm Fegfeuer, ihre Sünden abbüßen. — Wenn wegen so einer ein Bruder den andern in d' Donau wirft — — wie's da unten rauscht und rinnt im Mon'schein ... und die Fisch' recken die Köpf' mit die glasernen Augen und sperren die Mäuler auf und schnappen. Hihihi ... heunt giebt's was, ja, heunt giebt's was! — Nur z' weni' is's, z' weni'! Nur von dem ein'n. Die andere mußt' i ihm ja nachwerfen, hat ja immer so fest zu ihm g'halten. Aber die liegt z' Haus im reichen Himmelbauernhof und schlaft unter die Federn. Was liegt ihr dran, wenn ihrer wegen ein armer Bub' den andern umbringt, gar sein' leibeigenen Bruder? Nimmt s' halt einen dritten. — Bei der Hand is er ja, Knecht auf ihr'm Vatershof. Und er nimmt s', die schlechte Dirn. Er graust si' nit. O du mein, wär' no' schöner, wenn's ein'n armen Knecht grausen thät' vor einer Großbauerntochter. — Aber siehst, Dirnderl, er hat dir do' kein Glück bracht. So hast wieder 'runter müssen vom Himmi oder 'rauf aus der Höll', daß d' di' kannst ausjagen lassen aus dein'm Vaternhaus und mit'n Bettelstecken davongeh'n. — Gelt, Annerl, das hast dir nit denkt, daß wir uns no' einmal seg'n? Aber lang is's her seit'n letzten Mal, mei' Dirnderl, du mein süß's, herzig's. — Du mein Schatzerl, mein rotblühets Roserl ... so lang is's her! — Ein ganz alter Kracher bin i wor'n derweil, ein Kinderschrecker ... Aber schau, Annerl, wenn d' mi' halt do' gern haben kunnt'st ... schau, da wär'n wir erlöst all zwei ... und die armen Seelen auch, die immer im blauen Lichtel zu mir kommen ... Annerl! ... Mei' Annerl!!“




**Ferndrucker.** (S. 11)

Seine Stimme, die erst so heiser und haßerfüllt geklungen hatte, war zu einem wunderlichen Girren und Glucksen geworden, das schauerlich-komisch klang. Jetzt brach sie sich gar in einem jähen und trockenen Aufschluchzen.

Da fuhr der Nachtwind in die Krone des Nußbaumes, daß seine Blätter zu rauschen und zu sausen anfingen wie tausend geschwätzige Zungen und die Aeste sich knackend beugten. Aus der Ferne klang ein dumpfer, knarrender Ton. Der Nachtwächter tutete die Stunde aus.

Die wehende Kühle ließ den Alten unter dem Baum zusammenschauern, das Rauschen und Rascheln, das Knarren und Aechzen, vor allem aber der Hornton weckte ihn aus seinem sonderbaren Zustand. An den Stamm des Baumes geduckt, spähte er scheu und ärgerlich nach rechts und links die schweigende Dorfstraße entlang.

„Na, na,“ greinte er zu sich selbst, „was für ein alter Tapp als i bin. Steh' i schon wieder da in der stockdüstern Nacht. — Wenn mi' jetzt oaner da siecht und moring geben d' Küh' im Dorf weniger Milli oder ein Stückel Vieh wird krank, glei' wer'n d' alten Weiber wieder sagen, der Türkenveit hätt's verhext. — Schau daß d' hoam kimmst, alter Esel!“

In seinem kuriosen Schritt huschte er, immer an die Häuser und Zäune gedrückt, die Straße hinauf. Wer ihn so gesehen hätte, hätte nicht gerade ein altes Weib zu sein brauchen, um beim Anblick dieses unheimlichen Wesens, das verkrümmt und verhutzelt wie ein Zwerg der Unterwelt, mit glühenden Augen und wehenden weißen Haarsträhnen, durch die Finsternis dahinglitt, an einen bösen Nachtkobold zu denken. Dazu grinste das Gespenst. Der Alte dachte nämlich an den Pfarrer, dessen Angriff auf seine verschanzte Stellung er wieder einmal glücklich abgeschlagen hatte.

„Natürli' — beichten wer' i geh'n! — Könnt' mir einfallen, so was! Lossprechen kann er mi' do' nit. Müßt erst an 'n Bischof schreiben oder gar an 'n Papst in Rom, und dann thät's hoaßen, der Brudermörder soll erst losg'sprochen wer'n, wenn er sich der weltlichen Gerechtigkeit ausliefert. Und mein Schatz, von dem thät' i ja reden müssen, den nehmet dann der Kaiser für seine Soldaten. Da könnt's aber lang warten! So dumm is der Schallngruber nit! — Siebzig Jahr' lang hab' i die Sach g'hüt', wie der Lindwurm im Berg auf sein' Goldschätz' liegt, und hab' nix nit g'habt davon — nit ang'rührt hab' i's — soll's liegen bleiben da unt' auch nach mein' Hinsterben. — Und lossprechen muß er mi' do' ... bei der letzten Oelung, hihihi! Da giebt's kein lang's Fragen und Umzerren zum Bischof und zum Papst, wenn der arme Sünder zum Erlöschen is, da heißt's: Absolvo te. Amen! — Und i sag' eahm nur mei' große Sünd', von dem Gold und Silber red' i nix. — Was geht's mi' an? Eingraben hab' i's nit, ausgraben aa nit.“

Diese Gedankengänge kaute er immer und immer wieder mit wackelndem Kinn und pfiffigem Grinsen durch, sich manchmal mit einem heiseren, meckernden Auflachen unterbrechend. Er lag längst schon auf seinem Lumpenlager, focht mit den mageren Händen in der Luft und kicherte in die Finsternis seines Stübchens, daß der Peter auf seiner Stange unruhig wurde.

Dann schwieg der Alte auf einmal. Er horchte auf das unermüdliche Getrappel zahlloser winziger Füßchen, das über den Boden hinfegte, auf das leise Piepsen und Pfeifen in den Ecken.

„Heut tappsen s' wieder einmal ordent-

lich," murmelte er entzückt. „Der Peterl wird morgen ein gut's Frühstück haben."

Klapp! klang es dumpf aus der Ecke hinter dem Ofen. Ein verzweifeltes durchdringendes Pfeifen erfolgte. Und der Alte im Bett rieb sich vergnügt die Hände.

„Eine hat sich schon g'fangt, eine. Herr Ritter Peter v. Hoheneggstein, morgen giebt's ein Bratel."

Draußen wälzte die unübersehbar breite Donau ihre Wogen langsam an der Hütte vorbei. Der späte Mond schwamm am Himmel und ließ sein unsicheres Licht auf die rastlos rinnenden Wasser niederglänzen. Vom Berge herab grüßten die alten Wälder mit ihrem Rauschen, und die Wellen sangen ihr ewiges Lied. Was sie seit der grauesten Vorzeit an den Ufern des Stromes sich hatten zutragen sehen, war kunstreich hineinverwebt in die uralte Weise mit den ewig wechselnden Versen. Der Nibelungen Not kam darin vor und die Ballade von dem armen Bauernsohn, der den eigenen Bruder in rasender Eifersucht erschlug.

2.

Am nächsten Morgen saßen einander der Großbauer Franz Rieder und seine Tochter Rosel in ziemlich gedrückter Stimmung am Frühstückstisch gegenüber. Die Sonne lachte golden durch das helle Fenster in die Stube herein, deren Einrichtung eher in ein Herrenschloß als in eine Bauernwohnung gepaßt hätte, stand doch sogar ein Pianino in der Ecke. Der Kaffee duftete gar lieblich aus den feinen Porzellanschalen empor, der Tisch war zierlich gedeckt und mit allerlei guten Dingen beschickt, die beiden, die daran saßen, fanden aber offenbar kein Behagen daran. Das graue Gespenst der Sorge saß als drittes unsichtbar mit ihnen an der Tafel, streute ihr bitteres Salz auf das süße Gebäck und goß ihren Wermut in die Tassen.

Der Bauer hatte eben ausgetrunken und wollte sich entfernen, als sich die weiße Hand der Tochter bittend auf das feine Tuch seines Rockärmels legte.

„Ich hätt' mit Ihnen zu reden, Vatter."

Rieder sah scheu in das blasse Gesicht seines Kindes. Was stand ihm da nun wieder bevor? Eine beklemmende Furcht schnürte ihm den Hals zusammen. Am liebsten wäre er derb losgepoltert, um dieser ekelhaften Stimmung Herr zu werden und zugleich einer höchst wahrscheinlich unerquicklichen Unterredung vorzubeugen. Vor diesen bleichen Wangen, den sorgenvollen blauen Augen seines Kindes fand er aber nicht den Mut dazu.

„So red halt," murrte er unwirsch.

„Sie waren gestern wieder in der Stadt, Vatter," begann das Mädchen zögernd, um gleich darauf, erschrocken ob der eigenen Kühnheit, hinzuzufügen: „Glauben S' nur nit, daß ich da was drein reden will. Sie haben in der Stadt z' thun, da fahren S' halt hinein, das versteh' ich. Aber es is nur, weil ich wieder mit dem Ferdinand mich hab' ärgern müssen."

Nun hatte Rieder endlich einen Gegenstand, an dem er seinem verhaltenen Unmut Luft machen konnte. Zornig fuhr er auf: „Was war denn scho' wieder mit dem Tagdieb? Dem soll doch ..."

„Die ganzen Leut' hat er gestern in die Weingärten g'schleppt," berichtete Rosel, „wo doch jetzt wirklich nichts so Dringendes z' thun is. Und auf den Wiesen draußen liegt 's Heu. Ich hab' ihm g'sagt: „Ferdinand, fahren S' lieber 's Heu ein. Wenn ein Regen kommt, sind viel hundert Gulden hin." Darauf schnauzt er mich an, ich sollt' lieber Klavier spielen, als mich um Sachen kümmern, die ich nicht versteh'. Das Heu ist draußen 'blieben. Heut früh aber war das Barometer ordentlich g'fallen, und hinter'm Hoheneggstein steht ein Gewölk, das schaut gar verdächtig aus. Wenn wir 's Heu verlieren, weiß ich nimmer aus noch ein. Gestern sind wieder drei Rechnungen 'kommen und ein Mahnbrief."

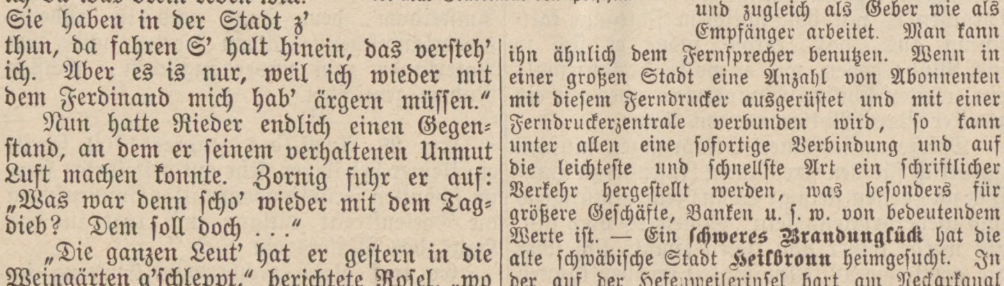
(Fortsetzung folgt.)



**Die Hefenweilerinsel in Heilbronn während der Feuersbrunst.**

## Illustrierte Rundschau.

Ein höchst eigenartiger Unfall begegnete dem **Luxuszuge Ostende—Wien im Hauptbahnhof zu Frankfurt a. M.** Der Zug hatte eine Verspätung von 85 Minuten, die durch dichten Nebel verursacht worden war. Er fuhr daher mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit in den Bahnhof ein, überrannte den Prellbock, rollte über den Bahnsteig, zertrümmerte die massive Steinmauer des südlichen Wartesaales zweiter Klasse und drang noch so weit in diesen ein, daß Maschine und Tender mitten im Wartesaale standen. Glücklicherweise hat der Unfall weder Verluste an Menschenleben noch ernstere Verletzungen zur Folge gehabt. — Der von der Firma Siemens & Halske konstruierte **Ferndrucker** ist ein Apparat, der die Uebermittelung von Depeschen in Form gedruckter Worte gestattet und zugleich als Geber wie als Empfänger arbeitet. Man kann ihn ähnlich dem Fernsprecher benutzen. Wenn in einer großen Stadt eine Anzahl von Abonnenten mit diesem Ferndrucker ausgerüstet und mit einer Ferndruckerzentrale verbunden wird, so kann unter allen eine sofortige Verbindung und auf die leichteste und schnellste Art ein schriftlicher Verkehr hergestellt werden, was besonders für größere Geschäfte, Banken u. s. w. von bedeutendem Werte ist. — Ein **schweres Brandunglück** hat die alte schwäbische Stadt **Heilbronn** heimgesucht. In der auf der Hefenweilerinsel hart am Neckarkanal gelegenen Oelfabrik von L. Hahn kam auf noch nicht aufgeklärte Weise Feuer aus, das sich mit rasender Schnelligkeit verbreitete und trotz aller Anstrengungen auch die danebenliegende Oelfabrik von F. Hauber ergriff. Beide Anwesen wurden völlig vernichtet; auch die Bleiweißfabrik von Rund und die jenseits des Kanals liegende Stadtmühle fingen wiederholt Feuer, doch gelang es, sie durch Hineinwerfen kolossaler Wassermassen wenigstens teilweise zu retten und den Brand auf seinen Herd zu beschränken. — An Stelle des verstorbenen Lihungtschang ist der bisherige Gouverneur von Schantung, **Yuanschikai,** der besondere Günstling der Kaiserin-Witwe, zum Gouverneur von Petschili ernannt worden. Yuanschikai ist ein kluger und thatkräftiger Mann, der es während der Boxerunruhen verstanden hat, in seiner Provinz alle Ausschreitungen gegen Fremde ohne Hilfe europäischer Truppen zu unterdrücken, und der mit den deutschen Behörden in Kiautschou stets die besten Beziehungen unterhielt. Man hofft, daß er seinen Einfluß auf den chinesischen Hof im Sinne eines besonnenen Fortschritts geltend machen wird.



**Yuanschikai,**
der neue Gouverneur von Petschili.

## Schwalbenfang in Oberitalien.

(Mit Bild auf Seite 12.)

Wenn unsere Schwalben im Frühling zurückkommen und die Alpen erreichen, so sind sie sehr ermüdet und haben die Gewohnheit, von den Höhen der Berge nach der Tiefe zu sehr niedrig zu fliegen. Dies erleichtert den Italienern im Alpengebiete den Fang und Massenmord dieser nützlichen Vögel. Eine Anzahl Männer mit Netzen läuft dem Schwalbenzug entgegen und schlägt die sich in den Netzen fangenden Tiere zu Tausenden tot. Die Schwalben werden gegessen und bilden einen bedeutenden Handelsartikel auf den oberitalienischen Märkten.

## Czardas.

(Mit Bild auf Seite 13.)

Der Czardas (sprich Tschardahsch) ist der beliebteste unter den ungarischen Nationaltänzen und wird nach den Klängen der Zigeunermusik jedesmal nur von einem Paare im Zweivierteltakt ausgeführt. Es giebt eigentlich keine feststehenden Tanzfiguren, sondern der individuellen Auffassung ist freier Spielraum gelassen. Die Tanzenden beginnen mit langsamen Bewegungen, dann steigert sich das Tempo unter abwechselndem Stoß auf Ferse oder Fußspitze und Zusammenschlagen der Sporen bis zur äußersten Leidenschaftlichkeit, um schließlich im Wirbeltanze zu enden.

# Die blaue Hyazinthe.

Erzählung von **Felix Lilla.**

(Nachdruck verboten.)

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wohnte in der Doelenstraat zu Amsterdam der ehrsame Maler Justus van Huysum. Ein wackerer Mann war er und liebte leidenschaftlich seine Kunst, war aber bis dahin noch nicht so recht auf einen grünen Zweig dabei gekommen. Seine Leistungen offenbarten nämlich nur eine bescheidene Mittelmäßigkeit, und infolge dessen erzielte er nur äußerst geringe Preise für seine „Schildereien". Um seine Einnahmen zu verbessern, befaßte er sich nebenbei mit dem Gemäldehandel. In dem Laden seines kleinen, unansehnlichen Hauses hatte er immer einige Gemälde ausgestellt, meistens ziemlich wertlose Kopien älterer Meisterwerke.

Trotzdem es ihm also bisher mit der Malerei nicht sonderlich geglückt war, hielt er doch mit allem Eifer seine beiden Söhne Jan und Jakob zu derselben Kunst an. Berühmte Maler sollten sie werden, einst glänzen am Himmel der niederländischen Kunst, das war sein Traum: Jan als ein Bildnismaler erster Größe wie Rembrandt oder Franz Hals, Jakob als ein genialer Tiermaler wie Philipp Wouverman oder Paul Potter.



Schwalbenfang in Oberitalien. (S. 11)

Unverdrossen malte der zwanzigjährige Jan — ein stattlicher, braunlockiger Jüngling — schlechtbezahlte Porträts von Kleinkrämern, Handwerkern und Gastwirten. Befreundete Künstler und sachverständige Kunstkenner, die zuweilen ins Atelier kamen und diese Bildnisse beschauten, schüttelten freilich die Köpfe darüber und meinten bedächtig: „Der Jan wird in seinem ganzen Leben kein zweiter Rembrandt, kein zweiter Franz Hals. Es fehlt ihm nichts weniger als alles dazu; seine Köpfe sind ganz ausdruckslos, wie tot; er hat offenbar kein Talent fürs Porträtfach."

Und wenn sie dann Jakobs gemalte Pferde, Ochsen und Kühe prüfend musterten, so verhehlten sie auch über dessen verfehlte Kunstleistungen ihre aufrichtige Meinung nicht und sprachen es mit holländischem Phlegma kaltsinnig aus, daß Jakob, möge er sich so viel Mühe geben, wie er wolle, doch niemals ein zweiter Philipp Wouverman oder gar ein zweiter Paul Potter werden könne.

Solche unliebsamen Erfahrungen mußten natürlich für den strebsamen Justus van Huysum und dessen fleißige Söhne sehr demütigend und niederdrückend sein. Schien es doch fast, als werde keiner von ihnen jemals sich über die armselige Mittelmäßigkeit erheben können zur vollen Höhe der Kunst so vieler großer Meister der Vergangenheit, deren wunderbare Schöpfungen die Museen und Galerien in Amsterdam, dem Haag und in anderen niederländischen Städten zierten und dem Vaterlande zum unvergänglichen, höchsten Ruhme gereichten.

— — — — — — — — —

Am 28. April des Jahres 1702 schritt ein kleiner behäbiger, sehr gut gekleideter Herr im schönsten Frühlingsvormittagssonnenschein die Doelenstraat entlang und trat in das Haus des Malers ein.

Er traf gleich rechts vom Eingang im



**Czardas.** Nach einem Gemälde von C. A. Dussek. (S. 11)

Laden Justus van Huysum, der sich mit dem Abstäuben einiger Gemälde — unverkäuflicher Ladenhüter — emsig beschäftigte.

Die beiden begrüßten sich sehr freundschaftlich wie alte gute Bekannte, die sich nach längerer Zeit einmal wiedersehen. In der That waren sie Jugendfreunde, hatten einst nebeneinander auf derselben Schulbank gesessen und damals gemeinsam eine Menge mutwilliger Streiche ausgeführt. Solche Erinnerungen haften sehr lange im Gedächtnis, sie erhalten die Freundschaft, zuweilen sogar bis ins Greisenalter, weil die Menschen, wenn sie alt geworden sind, so gerne an die glückliche Jugendzeit zurückdenken.

Die beiden waren freilich erst angehende Fünfziger.

Der Besucher hieß Peter Kalf und war ein reicher Kunst- und Handelsgärtner aus Harlem, einer der berühmtesten Blumenzüchter jener Zeit.

Justus van Huysum warf seinen Staubwedel beiseite und führte den Freund ins Wohnzimmer, wo er nach alter holländischer Sitte ihn zunächst mit einem Gläschen vom besten Schiedamer Genever aus einer großen viereckigen Glasflasche erquickte. Dann rief er seine Frau aus der Küche herbei und seine beiden Söhne Jan und Jakob aus dem nach hinten zu belegenen Atelier.

Nachdem das allgemeine Händeschütteln und die Fragen nach dem werten Wohlbefinden vorbei waren und der Gast auf dem besten Sessel Platz genommen hatte, kam er endlich auf den eigentlichen Zweck seines Besuches.

„Nächstens feiere ich meine silberne Hochzeit," sagte er mit vergnügtem Schmunzeln.

„Nicht möglich!" rief erstaunt der Maler. „Wie rasch doch die Zeit vergeht! Ich entsinne mich noch so lebhaft deiner fröhlichen Hochzeitsfeier, als sei sie erst vor kurzem gewesen. Wahrhaftig, Freund Peter, du hast damals viel Glück gehabt, dich gar herrlich hineingeheiratet in die große einträgliche Gärtnerei zu Harlem!"

„Hm, seitdem ich sie leite, ist sie eigentlich erst in die Höhe und zur Berühmtheit gelangt," schmunzelte Peter Kalf.

„Habe davon gehört, daß du von Jahr zu Jahr immer großartigere Geschäfte machst mit allerlei Sämereien und Blumen."

„Besonders mit Hyazinthen. Ich bin der renommierteste Hyazinthenzüchter in Harlem, das darf ich ohne Selbstüberhebung sagen. Kein anderer kann solche Hyazinthen aufweisen, wie ich deren habe."

„Also kultivierst du mit besonderer Vorliebe diese Modeblume?"

„Jawohl, denn Prachtexemplare davon stehen hoch im Preise. Und es scheint, daß die Liebhaberei dafür immer mehr zunimmt, daß eine glorreiche Zeit für das Hyazinthengeschäft herannaht, so etwa wie vor siebzig Jahren für die Tulpen."

„Damals war aber viel Schwindel dabei."

„Ja, freilich. Das Hyazinthengeschäft ist aber kein Schwindel, sondern sehr solide."

„Du glaubst, man werde Hunderte von Gulden für eine Prachthyazinthe bezahlen?"

„Hundert Gulden und darüber erhalte ich jetzt schon zuweilen für einzelne auserlesene Prachthyazinthen von der seltensten Art, der Bleu Passe non plus ultra, hoffe aber, daß mit der Zeit die Preise dafür noch erheblich steigen werden, auf tausend Gulden und darüber — hahaha!"*)

„Wie ist das doch nur möglich?" rief der Maler.

„Je nun, es giebt eben schwerreiche Leute, überspannte Blumennarren, die das viele Geld dafür übrig haben und jeden Preis zu zahlen bereit sind für schönste und auserlesenste Seltenheiten dieser Art."

„Da kann's ja kaum fehlen, daß du mit der Zeit Millionär wirst. Nun, es freut mich von Herzen, daß es dir so wohl ergeht."

„Danke, mein lieber Justus. Und wie ergeht es dir denn?"

„Hm, hm — so, so! Der Mensch soll ja nicht klagen und stöhnen, solange er nicht gerade Not leidet. Aber es sollte doch eigentlich besser sein mit meinen Umständen. Leider hebt sich mein Kunstgeschäft nicht, sondern geht eher zurück."

„Herzlich leid thut mir's, daß ich solches hören muß, bester Freund. Du kannst wohl auch bald deine silberne Hochzeit feiern?"

„Erst in zwei Jahren."

„Nun, ich lade dich zu der meinigen auf den 15. Juni freundlichst ein."

„Danke. Wenn es mir irgend möglich ist, werde ich nicht verfehlen, mich pünktlich einzustellen."

„Und nun zum Geschäftlichen! Denn ich habe eine Bestellung für dich."

„Das ist mir sehr angenehm."

„Da ich doch in Amsterdam geschäftlich zu thun hatte, so dachte ich nämlich, daß ich dir, meinem alten Freunde, eigentlich eher den Verdienst gönnen könnte als einem Harlemer Maler."

„Handelt es sich etwa um dein Porträt oder um das deiner lieben Frau?"

„Um mehr. Ich wünsche zum ewigen Andenken an meine silberne Hochzeit ein großes Familienbild malen zu lassen, nämlich mich mit meiner ganzen Familie in einem zierlichen Gartenhäuschen anmutig gruppiert, teils sitzend, teils stehend, wie sich das am besten macht. Natürlich ich selbst mit meiner Frau Gertrud in der Mitte, links mein verheirateter Sohn Cornelius mit seiner jungen Frau und seinem einjährigen Söhnchen Peter, rechts meine Tochter Antje —"

„Ach, die kleine hübsche Antje!" rief Jan mit lebhaftem Interesse.

„O, sie ist nicht mehr so klein, wie du sie damals sahst, lieber Jan, als du vor fünf Jahren mit deinem Vater zum Besuche bei mir in Harlem warst," sprach lächelnd der Kunstgärtner. „Du bist ja auch nicht mehr der fünfzehnjährige Bursche von damals, sondern mittlerweile tüchtig herangewachsen, wie ich mit Vergnügen sehe. Jetzt ist meine Antje neunzehn Jahre alt und eine voll erblühte schöne Juffrouw, die ihrer Mutter fleißig hilft im Haushalt. Ja, ja, junge Mädchen blühen so heran, immer schöner, wie die schönsten Blumen, wie Hyazinthen, nur geht's nicht so rasch."

„Dafür aber verwelken sie dann auch glücklicherweise nicht so schnell."

„Ganz richtig, lieber Jan. Doch, um wieder auf meine Gemäldeangelegenheit zurückzukommen, so bemerke ich, daß außerdem mein schwarzer Pudelhund Bello und ein weißer Kakadu auf einer gelben Stange darauf angebracht werden sollen und ferner ein Postament mit einem prachtvollen Blumenarrangement, das ich selbst mit aller Sorgfalt auswählen und zusammenstellen werde."

„Das wird gewiß ein sehr schönes, figurenreiches Bild geben," meinte Justus van Huysum.

„Kann ein solches Gemälde in sechs Wochen, bis zum Tage meiner silbernen Hochzeit, fertiggeschafft werden."

„Wie groß wünschest du es?"

„Na, so etwa fünf Fuß lang und ungefähr ebenso breit."

„O ja, das wird sich ermöglichen lassen, wenn man sich eifrig mit der Arbeit daran hält. Es müßte aber natürlich in Harlem gemalt werden."

„Ja, selbstverständlich. Der Künstler würde als lieber Gast in meinem Hause während der Zeit weilen können."

„So lange kann ich selber leider vom Geschäft nicht abwesend sein. Aber mein Sohn Jan, der könnte gar wohl diese Arbeit übernehmen."

„Für welchen Preis?"

„Nun, weil du es bist, lieber Peter, ein alter Freund und Bekannter, sagen wir — hm — hundert Gulden."

„Schön! Das Sümmchen will ich recht gerne daran wenden. Aber ist der Jan auch wirklich dazu befähigt? Er ist doch noch gar so jung."

„Bitte, komm mit ins Atelier und schaue dir einige seiner neuesten Bilder an!"

Man verfügte sich ins Atelier. Dort musterte der biedere Harlemer mit Wohlgefallen einige Porträts und Figurenbilder. Ihm gefielen sie sehr gut, so mangelhaft sie auch anderen erschienen sein mochten. Der wackere Peter Kalf war nämlich wohl ein ausgezeichneter Blumenzüchter, aber ganz und gar kein Kunstkenner.

„Aber kann Jan auch den Pudel gut malen und den Kakadu?" fragte er.

„Jawohl, ebenso gut und vielleicht noch besser als sein Bruder Jakob hier, der Tiermaler; da sei ohne Sorge!" versetzte Justus van Huysum.

„Und die Blumen? Darauf kommt's mir natürlich besonders an."

„Auch damit wird Jan sicherlich auf gute Art zu stande kommen, obgleich er sich bisher als Blumenmaler noch nicht sonderlich geübt hat. Sei deshalb ganz ruhig! Er wird deine schönste Hyazinthen- und andere bunte Blumenpracht so lieblich malen, daß es eine wahre Lust ist, sie anzuschauen."

„Ich verspreche mein Bestes zu thun," versicherte Jan.

Peter Kalf bezeigte sich zufrieden. „Da die Sache Eile hat, wird's also am besten sein, du reisest mit mir nach Harlem," sagte er noch.

„Wann?" fragte Jan.

„Morgen früh um sieben Uhr."

„Ich werde zur rechten Zeit bereit sein."

Danach entfernte sich der würdige Kunstgärtner nach herzlichen Abschiedsworten. Er hatte noch einige andere Geschäfte in Amsterdam zu besorgen, wie er sagte.

Jan war höchst vergnügt darüber, daß es ihm vergönnt sein sollte, mehrere Wochen in dem schönen, blumenduftenden Harlem weilen zu dürfen, und er versprach sich viel Angenehmes von der künstlerischen Thätigkeit, welche er dort entfalten sollte. Die hübsche Antje, die nunmehr zu einer schönen Jungfrau erblüht, sollte er wiedersehen. Der junge Mann nahm sich's mit Begeisterung vor, besonders ihr holdes Porträt in ganzer Figur auf dem Familienbilde so lieblich zu gestalten, wie es ihm nur möglich sein würde.

— — — — — — — — — — —

Am folgenden Tage fuhr Jan van Huysum mit Peter Kalf auf der Treckschuite nach Harlem. Es war schönes Wetter, und die Kanalfahrt verlief recht heiter und angenehm.

Nach der Ankunft im Hause des Kunstgärtners wurde der Jüngling von allen

---

*) Die Hoffnung des würdigen Kunstgärtners sollte wirklich nicht zu Schanden werden, wie die Zukunft lehrte. Einige Jahrzehnte später — 1734 — wurde in Harlem eine ganz wundervolle Hyazinthe von der genannten Art für 1600 Gulden verkauft. Es scheint dies allerdings der höchste Preis gewesen zu sein, der je für eine Hyazinthe erzielt wurde.

fröhlich willkommen geheißen, besonders freundlich aber von Antje, die in der That als eine so liebliche Juffrouw ihm entgegentrat, daß er meinte, er habe in Amsterdam nie ihresgleichen gesehen.

Ein niedliches Zimmer wurde ihm zur Wohnung angewiesen, und er speiste täglich mit der Familie des reichen Gärtners, und zwar viel besser, als er das je zu Hause gewohnt gewesen war. Ganz wie zu dieser liebenswürdigen Familie gehörig wurde er betrachtet.

Am nächsten Tage schon begann er mit dem Malen des großen Familienbildes.

Die erste Sitzung und auch die folgenden fanden statt in einem schönen Gartenhause in chinesischen Stil, wie es damals in Holland vielfach Mode war.

In der Mitte sitzend der biedere Peter Kalf und dessen Frau Gertrud, eine sehr würdige Dame; hinter ihnen, hoch emporragend, auf einem Postament, sollte das prachtvolle Blumenarrangement als Symbol des Kunstgärtners prangen; seitwärts links stehend Cornelius Kalf, der im Geschäft des Vaters als Compagnon thätig war, und sitzend dessen hübsche junge Frau mit dem einjährigen Peterchen; rechts die schöne Antje; zu ihren Füßen der treue Pudel und seitwärts von ihr der weiße Kakadu auf der gelben Stange — alles in wirkungsvoller Gruppierung.

Da etliche der Prachtblumen, besonders eine herrliche Hyazinthe, welche für das zu malende Blumenarrangement verwandt werden sollten, noch nicht aufgeblüht waren, so wurde beschlossen, daß der junge Künstler diese Blumenpracht zuletzt auf die Leinwand zaubern solle. —

Damals lebte und wirkte in Harlem der alte Maler Hubert van Bommel, gerade kein großes Genie, aber doch ein recht achtungswerter Künstler. Er war bekannt mit Peter Kalf und besuchte ihn zuweilen. So kam er denn auch einmal, nachdem Jan van Huysum bereits mehrere Wochen an dem Gemälde gearbeitet hatte, in das chinesische Gartenhaus und musterte mit kritisierenden Blicken das zum großen Teile schon fertige Kalfsche Familienbild.

Er schüttelte den Kopf, zuckte höhnisch die Achseln und ging bald von dannen. Nachher befragte der Kunstgärtner ihn um seine kritische Meinung.

„Bester Freund," sagte er grämlich, „das Bild taugt nichts."

„Bommel, ich glaube, Sie urteilen zu hart," sprach Peter Kalf. „Mir gefällt recht gut, was bis jetzt davon fertig ist. Und meine Antje ist geradezu darüber entzückt."

„Juffrouw Antje ist allerdings noch am besten geraten. Aber auch sie hat kein rechtes Leben."

„Und der Pudel?"

„Ganz elend."

„Und der Kakadu?"

„Fast noch schlechter. Der junge Mensch versteht ebenso wenig, Tiere charakteristisch zu malen, wie menschliche Gestalten. Er sollte lieber die Finger davonlassen, meine ich. Franz Hals, der große Bildnismaler, würde sich im Grabe umdrehen, wenn er wüßte, daß heutzutage — sechsunddreißig Jahre nach seinem Tode — solche elende Porträts in Harlem gemalt würden."

Diese herben Worte des Harlemer Malers machten Peter Kalf doch stutzig. Er sprach mit seinen Familienangehörigen darüber.

„Van Bommel ist ein alter Neidhammel!" rief Antje voller Entrüstung. „Er ärgert sich gewiß darüber, daß du ihm diese Arbeit nicht übertragen hast. Ich bin davon überzeugt, daß er lange nicht so schön malen kann wie Jan."

Kein Wunder, daß Antje eine so günstige Meinung von der Malkunst des jungen Mannes hatte. Es war die Liebe, welche ihr dieses Urteil diktierte.

Ein lebensfroher Künstler kann doch nicht unausgesetzt pinseln; er bedarf angenehmer Abwechslung und Zerstreuung. Wie oft war Jan bei schönem Wetter mit Antje in dem großen Garten während der letztverflossenen Wochen spazieren gegangen! Zuweilen hatten sie ihren Ausflug auch bis in das benachbarte Harlemer Gehölz ausgedehnt, wo es still und lauschig war, gerade wie es ein Liebespaar gern hat. Und da hatten sich denn so nach und nach ihre jungen Herzen gefunden.

Gar kein Hehl machten die beiden daraus, und Jan hielt mutig eines Tages um die Hand der Holden bei ihrem Vater an.

„Du bist freilich noch sehr jung, lieber Jan," sprach bedächtig Peter Kalf. „Aber das ist kein Schade, denn der Mensch wird ja mit jedem Tage älter und vernünftiger. Hm, ich habe von alledem ja schon allerlei bemerkt und auch bereits mit meiner Frau darüber gesprochen. Ich bin recht gern geneigt, meine Einwilligung zu geben."

„Wie entzückt mich diese Güte!" rief Jan van Huysum freudestrahlend. „O, tausend Dank!"

„Halt, mein Bester! Eine kleine Bedingung habe ich aber doch zu stellen."

„Welche denn?"

„Schau, ich glaube, daß du bei der Malerei nicht so recht in Flor kommen wirst, wie es doch nötig ist, willst du meiner Antje eine angenehme Häuslichkeit bieten. Deinem braven Vater hat's mit all seinem regen Kunststreben ja auch nicht glücken wollen. Da rate ich dir also allen Ernstes: Sattle um, werde Kunstgärtner, tritt in mein Geschäft ein! Deshalb brauchtest du der edlen Malkunst nicht ganz und gar zu entsagen. Du könntest ja für meine Geschäftszwecke auf kleine zierliche Papierblätter mit Wasserfarben meine schönsten Prachtblumen malen, welche Bildchen ich dann mit den Preislisten an solche inländische und ausländische Kunden versenden würde, die alljährlich von mir für Tausende von Gulden kaufen. Nun, was meinst du dazu?"

„Das kommt mir etwas überraschend," sprach Jan. „Ich muß mir das doch erst überlegen."

„Ja gewiß, überlege dir's! In unserem guten Holland handelt ein weiser Mann nie ohne reifliche Ueberlegung."

Die Meinung des braven Peter Kalf war gewiß sehr wohlwollend und nichts weniger als unvernünftig. Der junge Künstler erwog und überlegte alles reiflich und kam zu dem Resultat: Besser ist's wahrlich, ein wohlhabender Kunstgärtner zu werden, als lebenslang ein armer Kunstmaler zu bleiben!

Schon am nächsten Tage erklärte er also, daß er auf die gestellte Bedingung eingehen wolle. Auch Antje war gern damit zufrieden, ebenso die anderen Familienangehörigen.

So schien es also nun fast, als ob Jan van Huysum für die hohe und hehre Kunst ganz verloren sein solle. Aber nein! Dieser Anschein war zum Glück trügerisch. Ein seltsamer Umstand fügte es anders. Die ausgewählten Blumen, welche, zu einem geschmackvollen Arrangement vereinigt, das Kalfsche Familienbild in so hervorragender Weise zieren sollten, standen nunmehr sämtlich in herrlichster und vollkommenster Blüte. Jan machte sich also eifrig an die Arbeit und malte diese Blumen.

Und es gelang ihm so meisterhaft, daß er selbst darüber in Erstaunen geriet, die hübsche Antje nicht minder. „O, wie schön, wie schön ist das!" rief sie entzückt.

Auch Hubert van Bommel, der sich wieder einmal im chinesischen Gartenhause blicken ließ, nickte zufrieden und murmelte überrascht: „Das ist gut! Es sind die besten gemalten Blumen, die ich je gesehen."

Am meisten Effekt machte in der Mitte des Blumenarrangements die große Prachthyazinthe „Bleu Passe non plus ultra", ein wundervolles Exemplar von dieser seltenen Art, das Meisterstück des berühmten Blumenzüchters.

Die Kunde davon verbreitete sich in der ganzen Stadt. Angesehene Personen kamen, sahen, staunten, bewunderten mehr noch die gemalte als die natürliche Hyazinthe.

Auch der reiche Herr Gysbrecht Hoogstraaten, ein Millionär, Blumenfreund und Gemäldekenner, der selbst eine stattliche Galerie alter und neuer Meisterwerke besaß, erschien.

„Was soll diese wundervolle Prachthyazinthe kosten?" fragte er.

„Dreihundert Gulden," versetzte Peter Kalf. „Diese Blume ist ganz einzig."

„Das ist wohl wahr. Aber so viel Geld will ich doch für eine solche vergängliche Blumenpracht nicht opfern. Da ziehe ich sie doch so meisterhaft gemalt wie hier, gleichsam unvergänglich, wenn auch duftlos, vor."

Der reiche Kunstkenner wandte sich an Jan: „Junger Mann, Ihre Porträtfiguren lassen recht viel zu wünschen übrig; dergleichen zu malen ist nicht Ihre Sache. Aber als Blumenmaler leisten Sie das Höchste in der Kunst und übertreffen alle anderen Meister. Ich wünsche eine genaue Kopie dieses prächtigen Blumenstücks. Wollen Sie für dreihundert Gulden mir ein solches Bild liefern?"

„Sehr gerne, Mynheer. Das ist für mich ein sehr ehrenvoller Auftrag."

„Voraussichtlich werde ich bald weitere Bestellungen bei Ihnen machen. Auch will ich Sie allen mir bekannten Gemäldeliebhabern bestens empfehlen, denn Ihr Genie verdient die beste Aufmunterung."

„Dafür danke ich Ihnen von Herzen, Mynheer!" sprach froh der junge Mann.

Danach entfernte sich Gysbrecht Hoogstraaten.

„Jan," rief ganz begeistert Peter Kalf, „jetzt sehe ich ein, daß die Bedingung, die ich dir gestellt, eine große Dummheit ist! Nicht Kunstgärtner sollst du werden, sondern dich ganz und gar der Blumenmalerei widmen. Hohen Ruhm wirst du dadurch dir erwerben und auch Geld in Fülle!"

— — — — — — — — — —

Bald nachher fand die silberne Hochzeit des Kalfschen Ehepaares statt. Zu derselben erschienen als Gäste Justus van Huysum und dessen Frau aus Amsterdam.

Die Verlobung Jans mit der schönen Antje wurde am selben Tage gefeiert und ein Jahr später die Hochzeit.

Fortan schuf der junge Künstler nur Blumen und Fruchtstücke, die ihm mit hohen Preisen bezahlt wurden. Auch sein Bruder Jakob widmete sich nunmehr eifrig der Blumenmalerei, wenn auch nicht mit demselben Erfolge. Von Jahr zu Jahr mehrte sich Jans Ruhm. So vollendet sind die Blumenstücke dieses großen Meisters, daß man behauptete, er habe die Frische und Schönheit der natürlichen Blumen bis in ihre feinsten Nuancen erreicht. Noch heute gehören seine Schöpfungen zu den herrlichsten Zierden der großen Gemäldegalerien.

## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Sein Schwanenlied.** — Am 6. Januar 1794 befand sich der junge französische Dichter André Chenier in Passy bei einer ihm befreundeten Frau v. Pastoret, als ein Beamter des Sicherheitsausschusses eintrat und fragte: „Seid Ihr die Bürgerin Pastoret?"

„Ja."

„Ihr seid verhaftet!"

„Wie? Ihr wollt diese Dame verhaften?" warf Chenier ein.

„Dame? Ihr scheint mir ein Aristokrat zu sein. Folgt mir!"

Es wurde auf dem Rathause ein Protokoll aufgenommen, laut dessen Chenier als „verdächtig" verhaftet werden sollte. Er weigerte sich, das Protokoll zu unterzeichnen. Deshalb wollte ihn der Wärter im Luxemburggefängnisse nicht aufnehmen, doch der Wärter von St. Lazare war weniger gewissenhaft und sperrte ihn ein. Einmal auf der Gefangenenliste, konnte seine Freilassung nur durch einen besonderen Befehl vom Sicherheitsausschuß des Konvents erwirkt werden. Doch darum bemühte sich sein alter Vater umsonst. Sechs Monate schmachtete André Chenier im Gefängnis und besang Fräulein v. Coigny, die „junge Gefangene", in einem Gedicht, das Lamartine den melodischesten Seufzer nennt, der jemals durch die Spalten eines Kerkers geschlüpft ist. Am 6. Thermidor (24. Juli) wurde er in die Conciergerie geführt und ihm hier seine Anklageakte vorgelesen, von der sich das meiste gar nicht auf ihn, sondern auf seinen im Departement Somme gefangen sitzenden Bruder Marie Joseph bezog. Doch dies Versehen war dem öffentlichen Ankläger Fouquier-Tinville gleichgültig. Als Chenier sein Todesurteil vernommen hatte, dichtete er seinen Schwanengesang, den zu vollenden der Tod ihm keine Zeit ließ und den Ad. Laur folgendermaßen übersetzt:

„So wie des Westwinds Hauch im Abendstrahle
Belebt des Tages Abschiedsgruß,
Rühr' ich mein Saitenspiel vielleicht zum letzten Male
Hier an der Guillotine Fuß.
Des Todes Schauer wird mein brechend Aug' umringen
In dieser Mauern düsterm Bann,
Bevor es mir gelang, den letzten Vers zu singen
Des Liedes, das ich kaum begann.
Des Todes Bote naht sich schon dem Kerkerthore,
Umgeben von der Häscherschar,
Und bald ertönt mein Nam' im düstern Korridore"
— — — — — — — — — — — — —

Bald nach seinem Namen wurde der seines Freundes Roucher aufgerufen. Ein und derselbe Karren brachte sie zum Richtplatze, und am 25. Juli, abends um 6 Uhr, fiel Cheniers Kopf — drei Tage später auf demselben Platze auch der Robespierres. [D.]

**Eine gute Carriere.** — Daß der erste Minister und Ratgeber des Königs Chulalongkorn von Siam ein geborener Schleswiger ist, dürfte nicht allgemein bekannt sein. Derselbe, Admiral A. du Plessis-Richelieu in Siam, wurde 1852 in Loit bei Apenrade geboren. Er erwählte den Seemannsberuf und genügte seiner Militärpflicht in der dänischen Marine. Bald darauf beschloß er, nach Bangkok zu gehen. Im Jahre 1873 reiste er dorthin und überbrachte dem Könige von Siam ein warmes Empfehlungsschreiben des dänischen Königs. Schnell hat er hier sein Glück gemacht. König Chulalongkorn gewann bald die Einsicht, daß der junge Richelieu ein Mann sei, den er gebrauchen könne. Richelieu stieg von Stufe zu Stufe, bis er schließlich zum Admiral vorrückte, und der König ihn zu seinem ersten Berater, seinem Freunde und obersten Staatsmann ernannte. Als der König seine Europareise antrat, war es seine Absicht, seinen ersten Minister mitzunehmen. Auf ausdrücklichen Wunsch der Königin blieb dieser jedoch zurück, um an ihrer Seite die Staatsgeschäfte zu besorgen. Richelieu ist seit 1892 mit der Tochter des dänischen Kammerjunkers Lerche auf Seeland verheiratet. [D. v. B.]

## Humoristisches.



Am Postschalter.

**Fräulein:** Haben Sie vielleicht einen Brief mit Chiffre B. 1000?

**Beamter:** B. 1000 habe ich nicht, aber B. B. 1000.

**Fräulein:** Das ist er schon; wissen Sie, mein Verehrer stottert ein wenig.

Ersatz.

Na, Franz, jetzt brauchst ja nimmer z' wildern, seitdem du Forstheger worden bist; kommt dir dös net manchmal sonderbar vor?

— Gar net, jetzt thu i halt fischen im Weiher, dös is aa verboten.

### Bilder-Rätsel.




Auflösung folgt in Nr. 3.

**Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 1:**
Fängt man bei dem Schlangenkopfe rechts (P) an zu lesen und folgt den Windungen des Bandes, so ergeben die in den Schlingen befindlichen Buchstaben die Worte: „Profit Neujahr!"

### Charade. (Dreisilbig.)

Von plötzlicher Gefahr bedroht,
In welcher unser Drei verzagt,
So daß man vor dem jähen Tod
Sich selber nicht zu schützen wagt,
Wünscht jeder Zwei verkehrt mit Zwei
Als Helfer in der Not herbei.

Und wenn ein Mensch im Lebensstreit
Verzweiflungsvoll sein Eins verliert,
Das uns zum Kampfe Kraft verleiht
Und solche neu in uns gebiert,
So ist das treue ganze Wort
Ein Trost für ihn und Zufluchtsort.

Auflösung folgt in Nr. 3.

### Füll-Rätsel.

Wenn in einen Frauennamen
Man die Silbe la einschiebt,
Nennt das Wort dann eine Krankheit,
Die's bei uns gottlob nicht giebt.

Auflösung folgt in Nr. 3.

**Auflösungen von Nr. 1:**
des Rätsels: Roßtrappe;
des Wechsel-Rätsels: Bier, Gier, Tier, Zier.



Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.